

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 174.

Dienstag, 7. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sibylle setzte sich neben ihn. Die blonden Haare waren ein wenig zerzaust von der Arbeit, die Wangen frisch und rösig von der Lust da draußen.

Er sah sie aufmerksam ein Weilchen an von der Seite. Dann sagte er zögernd, — fast ein wenig ängstlich:

„Und weißt Du auch, Sibylle, daß in diesen Frühlingstagen mein Kesse wiederkommen wird?“

Sie nickte langsam. „Ja Ohm Gildenborn, das weiß ich. Aber ich fürcht' mich jetzt nimmer davor. Es ist mir allweil so, als käm erst noch ein Großes, Gewaltiges dazwischen. Etwas, das uns alle hier in Worms aus unserer Bahn wird reißen.“

Sie hatte es ernst gesagt. Und es war, als sähen ihre Augen nach innen dabei. Wieder sah der alte Mann sie nachdenklich an von der Seite. Was doch in so jungen Menschenkindern oft für wunderbare Dinge stecken können! Und Sibylle sah doch eigentlich garnicht so aus, als ob sie sehr zum Träumen neigte. Griff sie nicht überall und freudig an, wenn es etwas zu helfen, zu schaffen gab?

Wie kam sie nur auf so wunderliche Gedanken?

Laut sagte er:

„Ich meine, es wird im Monat Mai sein, wenn der Balthasar wiederkommt. Er wird eine gute und warme Zeit aussuchen wollen fürs Reisen. Das ist dann doch ein ander Ding als dazumal mitten im kalten Winter.“

Sibylle hatte sich wieder an ihre Arbeit gemacht, Sie kniete auf der Erde und senkte den Samen in die frischen, schwarzen Furchen.

Und dann zur Besperzeit stand sie hochgeschürzt im Gärtlein des Fridolin Gildenborn.

Wiel war da nicht zu tun. Es war ja nur ein Mädel, kaum größer als eine Stube. Und dann schaute sie lächelnd durch das weit offene Fenster in seine Junggesellenwohnung.

„Wißt Ihr, liebster Ohm, hier könnt man auch einmal Frühjahrsreinigung abhalten bei Euch.“

Er schaute zwischen all seinen Blumentöpfen hindurch und sah nachdenklich auf sie nieder, die da von außen am Fenster lehnte, die große Schürze vorgebunden, die Ärmel hochgestreift bis über die Ellbogen.

„Ja, man wird alt, Sibylle. Sonst hab ich immer die Leiter gut heraufsteigen können und all den Staub fortnehmen von den hohen Schränken. Heute geht es nicht mehr. Aber wenn Du gar so viel Lust und Tatendrang hast, so komm nur. Ich bin Dir dankbar für jede Hilfe.“

Sie nickte.

„Gewiß komme ich, Ohm. Nur der Ahne dürft ihr nimmer erzählen davon. Denn die meint, ein lediges Frauenzimmer soll nur allweil sein sittsam am Küchentisch sitzen, die Nadel und den Faden Stunde um Stunde hin- und herführen. Aber da würde ich vertragen. Ohm! Vor allem in dieser starken und herrlichen Frühlingsluft, die einem soviel Kraft in die Adern gibt.“

Ohm Gildenborn wiegte bedächtig den Kopf.

„Es ist die Jugend von heute so anders als zu meiner Zeit. Jetzt gehen die Mägdlein und Frauen schon ohne Geleit ganz allein über die Straßen, und

manche weigern sich gar, den Ehegatten zu nehmen, den die Eltern ihnen fürjorglich ausgesucht.“

Sibylle wurde ein wenig rot. Und mit einem Schelm in den Augen sah sie ihn von der Seite an.

„Das geht wohl gar auf mich, böser Ohm? Ach, daß ich Euch auch immer so viele Sorgen machen muß!“

Sie griff wieder nach dem Rechen und machte sich in dem winzigen Gärtlein zu schaffen.

Am anderen Tage war sie wieder da um die Besperzeit.

„So, liebster Ohm, nun wandert ein wenig in die schöne Gotteswelt hinaus! Macht einen Spaziergang am Rhein entlang oder besucht alte Freunde. Ich möchte Euch nämlich forthaben hier, dieweil ich Euer Zimmer und die Kammer von oben bis unten will säubern. Es haben sich Staub und Spinnweben im Winter gar so sehr festgesetzt hier.“

Er sah ein wenig zögernd und unschlüssig drein.

„Ja, aber so schwere und unsaubere Arbeit für Dich ganz allein, Sibylle? Hätt' ich doch eine Magd, die Dir könnt' helfen!“

„Keine Arbeit ist unsauber, Ohm Fridolin. Und wo soll ich denn hin mit meiner Kraft, wenn ich nimmer darf schaffen? War ich die anderen Jahre nicht schmal und bleich und hatte Lust zu nichts? Jedwede Not ist gut für uns, Ohm Fridolin. Dieweil es uns hart macht und stark.“

Sie hatte tief Atem geholt und war neben ihn getreten.

Und dem alten Gildenborn fiel es heute zum ersten Mal auf, daß Sibylle ein Weib geworden, — ein vollgereiftes, blühendes Weib. Kein ängstliches, bleiches Mägdlein mehr.

Er stand minutenlang wie in tiefem Sinnen, indes sie in die Küche gegangen war, sich Wasser heiß zu machen. Dann griff er nach seinem Hut und ging langsam aus der Tür; um den Lindenbaum ging er und strich lieblosend über den riesigen Stamm.

Schon hatten die lichtgrünen Knospen sich weit geöffnet, und zarte Blättlein drängten in die linde Luft. Und überall war dies Quellen und Drängen, dies Wachsen und Werden in dem warmen, flutenden Sonnenschein.

„Der Lindenbaum ist wie ein Stück von mir,“ flüsterte der alte Mann. „Ich habe ihn wachsen und werden sehen. Und wenn der junge Saft in seinen Zweigen leimt und treibt, dann fließt es auch mir wieder frischer und geschwinder durch die Adern.“

Dann ging der alte Mann langsamen Schrittes dem Marktplatz zu.

Sibylle hatte längst mit Räumen und Rücken begonnen. Weit offen standen alle Fenster, und sie sang mit leiser Stimme bei der Arbeit.

Ihre liebliche Stimme klang von den hohen Wänden wider. Sie stand jetzt auf der Leiter, den Staubfeger in der Hand.

Sie hatte über ihr Singen nicht Acht gehabt, daß Schritte gekommen waren draußen von der Tür. Und daß die Schritte Halt gemacht, als wolle einer lauschen auf ihren Sana.

stieg und niederstieg, um sich neues Wasser
Rühe zu holen, ward die Thür geöffnet.

Johann Friedrich Seidenbender stand auf der Schwelle. Er stand hoch und stattlich, den breiten Fiederhut in der Hand. An den hohen Stulpstiefeln, daran die Sporen klirrten, sah man, daß er just einen Ritt gemacht.

Er sah erstaunt auf Sibylle in ihrem geschürzten Rock und den bloßen Armen. Fast ein wenig verwirrt, sagte er nur:

„Ich wollte zum alten Fridolin Gildenborn. Ist er fortgegangen?“

Sibylle nickte, ihre nassen Hände an der Schürze wischend.

„Ich wollte ein wenig räumen und säubern bei ihm. Da habe ich ihn derweil in die Frühlingsluft geschickt.“

Seidenbender hatte die Thür hinter sich ins Schloß gezogen und trat nun mitten herein in die Stube, die nach frischer Seife und lauter Sauberkeit roch. Immer noch erstaunt fragte er:

„Warum tut Ihr das, Jungfer Sibylle?“

Sie lachte.

„Weil es staubig und wüst hier aussah, Herr Seidenbender. Und weil ich just so großes Verlangen nach viel Arbeit habe.“

Er lehnte sich gegen den Tisch und legte Hut und Reitgerte auf die Platte.

Tiefe Falten waren auf seiner Stirn.

„Es kann Euch Arbeit werden soviel Ihr wollt, Jungfrau. Denn Worms braucht hunderte von Füßen und Händen, daß man ihr helfe in ihrer Not.“

Sie hatte ihr Arbeitsgerät still in die Küche gestellt, denn es war jetzt alles sauber und aufgeräumt hier im Zimmer. Nun trat sie zu ihm an den Tisch und sah ihn fragend an.

„Ist eine neue Not gekommen, Herr Seidenbender? O, sagt mir, wo ich helfen kann!“

Er nickte.

„Worms ist ärmer denn je. Wo ist unser Brot für die kommende Zeit? Nun muß ich bitten gehen bei den Bürgern, die noch Hab und Gut ihr Eigen nennen, daß sie von ihrem Überfluß abgeben an die anderen, die so bitteren Hunger leiden müssen. Es ist der alte Gildenborn immer ein guter Bittgänger gewesen, den wollt ich schicken von Haus zu Haus. Vielleicht, daß der eine oder andere noch ein Scherflein übrig hat oder einen alten Schmutz. Im Seidenbenderhaus gab man schon alles hin auf mein Bitten. Denn in der Vorstadt ist die Not schon groß. Ich könnt dann Lebensmittel kommen lassen dafür aus Mainz oder sonstwo.“

Sibylle war flammend rot geworden. Denn sie dachte an die vergrabene Kiste der Ahne unterm Eichenbaum. Und sie schämte sich ihrer Sippe.

„Schickt den Ohm Gildenborn auch zu uns, Herr. Es hat die Ahne noch viel Kostbarkeiten im Wormser Haus.“

Er lächelte.

Frau Emerentia Battenberg behält ihr Geschmeide lieber für sich. Sie hat es mir schon einmal selbst gesagt.

Sibylle schüttelte den Kopf.

„Man muß es ihr klarmachen. Und über den Teil, der mir davon gehören soll, hat sie nicht zu verfügen. Ich gebe ihn der Stadt Worms, sobald man ihn nötig hat.“

„Und wenn Ihr selber ihn einmal nötig hättet, Jungfrau?“

Sie zuckte die Achseln.

„Wenn ich noch diesen Monat mit dem Balthasar Gildenborn nach Holland soll, brauch ich den Goldtram nimmer. Die Gildenborns sollen reich genug sein in Amsterdam.“

Seidenbender hatte jäh den Kopf gehoben. Groß sah er sie an.

„Nach Holland? Ihr? Warum denn das?“

Ein verlegenes Lächeln ging um ihren feinen Mund. Es war aber ein Lächeln, das bitter weh tat, wenn man es ansah.

„Ich bin doch dem Balthasar Gildenborn anverlobt.“

Und er wird mich holen mit seiner Kutsche, wenn alles warm und grün ist.“

„Nein!“ rief da Seidenbender mit einer Stimme, die hart und fremd klang.

„Nein, — nein, — Sibylle, — ach, — nein!“ Und ehe sie es noch hindern oder verhüten konnte, — stand er vor ihr und packte sie an den beiden, bloßen Armen. Niß sie an sich und vergrub sein brennendes Gesicht in ihrem lichten, blonden Haar.

„Nein, Sibylle! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Dann ist auch für mich das letzte Licht erloschen in Worms! Daß ich wußte, Du warst da, — Du warst nahe, — das hat mich aufrecht gehalten die ganze Zeit! Alles in mir hat geschrien nach Dir, — damals, — als ich bei Euch lag im Wormser Haus. Deine Liebe habe ich gefühlt, — Dein Erbarmen, — Dein Verstehen. Und ich habe schweigen müssen. Immer, — immer. Weil ich vom Rat bin. Weil ich an erster Stelle stehe. Weil ich nicht sündig werden darf an Weib und Kind. — O Gott! Aber ich bin auch nur ein Mensch mit heißem, wildem Blut und einer Seele voll Hunger. O, so großen Hunger hab ich oft nach ein wenig Liebe, Sibylle. — Gib Du sie mir! Gib Du sie mir!“

Stammelnd hatte er es hervorgestoßen. Hatte sein Gesicht hineingewühlt in ihr Haar, bis seine Lippen ihre Stirn gefunden, — ihren Mund.

Emporgerissen hatte er sie an sein Herz, als wollte er sie nie mehr lassen. Wie ein Strom flutete es über Sibylle. Wie ein wilder, reißender Strom, der jäh über die Ufer getreten. Dem eine jähe Hand das Stauwerk bersteite gerissen, daß sich nun die hochgestauten Fluten ergossen in schwindelnder, alles niederstürzender Fülle.

Sie glaubte zu ersticken. Zu sterben.

Und doch war es ein Gefühl unsägliches Glückes in ihr.

Namenlosen Glückes, wie sie es noch nie in ihrem ganzen Leben gespürt. Und sie wehrte sich nicht.

Begungslos still hielt sie unter den Flammen seiner sehrenden Küsse.

Da hub im Lindenbaum die Drossel an zu singen.

Und es kam wie ein Erwachen über sie beide.

Weich bettete er ihr Haupt an seiner Brust.

„Nun tat ich doch, Sibylle, was ich niemals tun gewollt. Aber diese Stunde war wohl schuld daran. Diese linde Frühlingsstunde, die mich Dich finden ließ so ganz allein.“

O, wie ich Dich liebe! Schon lange, Sibylle. Schon sehr lange. Ich habe gekämpft dagegen. In schlafloser Nacht und arbeitsvollem Tag. Ich hab es Dir nie sagen wollen. Weil ich es ja nicht darf.

Aber nun in dieser Stunde, — wo Du mir sagst, daß Du einem anderen sollst gehören für alle Zeit, — da ist es durchgegangen mit mir, wie ein Roß, daß alle Zügel sprengte. Und ich bitte Dich, bei Gott, vergib es mir!“

Da legte sie die Arme um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Ich habe Dir zu danken, in alle Ewigkeit. Weil Du etwas wach gemacht in mir. Etwas Großes und Starkes und Königliches. Nun kann ich mutig meinen Weg gehen, wohin er mich auch führen mag. Nun will ich alles tragen, was Gott mir schickt. Nun wollen wir auseinandergehen und nie mehr so zusammenkommen, Johann Friedrich. Weil wir nicht sündig dürfen werden an Frau Elisabeth. Weil wir nicht heimlich tun wollen, was Sonne scheut und reines Menschenauge. Es ist genug, daß einer weiß vom anderen, wie lieb und wert er ihm ist. Das sei uns Kraft und Licht in allem Dunkel. Und mache uns stark, Dich auf Deinem Wege, — und mich auf dem meinen. Nun geh, Du Ratshmann dieser Stadt und kaiserlicher Pfalzgraf. Du hast noch Großes vor. Das darfst Du nicht beslecken. Wir haben unsere Seelen erkannt. Mehr dürfen wir nicht fordern voneinander. Heute noch nicht. Weil niemand ungestraft den Eid gebrochen hat, den er vor Gott gegeben.“

(Fortsetzung folgt.)

Undankbare Nachwelt.

Zur Versteigerung des Nachlasses der berühmten Anna Pawlowa. — Was wird aus den Schwänen? — Niemand wollte Maria Orskas Hinterlassenschaft. — Die Reliquien der Sarah Bernhardt. — Die vedantische Nellie Melba. — Der armjelige Nachlaß Valentinos.

Ein Schlusssatz wird dieser Tage in London unter ein Leben gezogen, das vor einigen Monaten erloschen ist, und in alle Weltteile wird hinausgetragen werden, was das Herz einer berühmten Künstlerin erfreute, was sie in den Jahren ihres Erdenwallens zusammengetragen hat. Im Ery Cottage, im Londoner Heim der Pawlowa, sind zahlreiche Besucher versammelt, die die Hinterlassenschaft der Künstlerin durch den Auktionator erstehen wollen. Aber es muß gesagt werden, daß der größte Teil der Interessenten nicht die früheren Bewunderer der Künstlerin sind, die sich ein Andenken sichern wollen, sondern größtenteils Neugierige und sogenannte Auktionshänen, also Leute, die hoffen, daß ihnen einer der Gegenstände weit unter dem üblichen Preis zugeschlagen wird. Allerdings muß man — so schwer es auch fällt — zugeben, daß die Wohnungseinrichtung ziemlich banal und nichtsagend ist. Die Pawlowa hat fast ihr ganzes Leben auf Reisen verbracht, ihr Londoner Heim war immer nur für kurze Erholungspausen berechnet. Diesen Charakter trägt es auch ziemlich deutlich, denn die Einrichtung ist durchaus konventionell. Die verschiedenen Andenken, die Anna Pawlowa aus der ganzen Welt mitgebracht hat, sind nicht gerade imposant zu nennen. Es sind meist jene typischen Dinge, die sich die Fremden im Orient und in anderen Weltteilen von gewissen Händlern anschauen lassen. Einzig und allein einige Schals haben höheren Wert. Aber auch die Dinge, die die Pawlowa persönlich zu tragen pflegte, bringen keine großen Preise. Ein goldenes Armband mit einer Kamee, das die Pawlowa fast täglich trug, erregt wohl einiges Interesse, aber hohe Preise sind selbst für dieses Schmuckstück nicht zu erzielen. Ein sehr gut gelungenes Miniaturbild der verstorbenen Künstlerin in emailliertem Eisenbeinrahmen bringt nur 80 M., ein goldener Anhänger mit Diamanten und einem Miniaturfrauenporträt 120 M., ein Anhänger aus Gold und Silber 140 M. Aber auch die Puppen, die die Pawlowa über alles liebte, und die in ihren Zimmern in allen Ecken zu finden waren, werden nicht allzu gut bezahlt. Da ist eine Lieblingspuppe der Tänzerin, ein russischer Junge, und auch mit einer anderen, einem russischen Mädchen, hat die Künstlerin oft gespielt. Aber zusammen mit noch zwei anderen Puppen bringen sie nur etwa 50 M. ein, während drei Rosenpuppen nur 75 M. erreichen. Noch schlimmer ergeht es den Büchern der Tänzerin. Allerdings muß man gestehen, daß die Bibliothek einen sehr zusammengewürfelten Eindruck macht. Neben Chateaufrears steht man moderne Sensationsromane, daneben wieder Meisterwerke der Literatur, die die Künstlerin von berühmten Persönlichkeiten geschenkt erhielt. Auch die Bücher gehen zu unglaublich niedrigen Preisen fort. Keiner von den vielen Millionen Menschen, die sich von der Tänzerin haben hinreißen und entzünden lassen, will größere Summen anlegen, um sich ein Andenken zu sichern. Einzig und allein für die Schwäne, über deren Zukunft noch nichts bekannt ist, besteht Interesse in Amerika, und es sollen bereits günstige Gebote für die beiden Tiere vorliegen.

Noch trübseliger war es, als die Hinterlassenschaft Maria Orskas versteigert werden sollte, die auf so tragliche Weise endete. Es sind noch nicht viele Jahre seit der Zeit verfloßen, zu der Maria Orska zu den Lieblingen des Theaterpublikums gehörte, und eine Orska-Premiere war eine große gesellschaftliche Angelegenheit. Aber als es der Künstlerin schlecht ging, als sie krank wurde und dem Rauchtift verfiel, hat sich kaum jemand um sie gekümmert. Man hätte glauben sollen, daß wenigstens ihr Nachlaß lebhafterem Interesse begegnet wäre. Aber auch das traf nicht zu, Altkleiderhändler und Trödler stritten sich um den Nachlaß einer Frau, die einst zu den Berühmtheiten gezählt hatte. Allerdings war der berühmte kostbare Schmuck nicht zur Versteigerung gekommen, denn die Orska hatte ihn, als es ihr schlecht ging, immer wieder versteift, immer wieder eingelöst, bis sie ihn zuletzt opfern mußte, um sich das unentbehrliche Gift zu verschaffen.

Ganz anders sah es dagegen aus, als der Nachlaß der Sarah Bernhardt zur Versteigerung kam. In Frankreich hatte man diese Frau als die repräsentative Schauspielerin des Landes betrachtet. Alles, was sie tat, was sie sprach, wie sie gekleidet ging, wie sie tönende Verse deklamirte, waren Angelegenheiten, die über das theatralische Interesse hinaus die breite Masse fesselten. Kein Wunder also, wenn man ihre persönlichen Gebrauchsgegenstände als eine Art von Reliquien betrachtete, sie zu hohen Summen kaufen wollte. Das ist aber — wie gesagt — ein Ausnahmefall, der sich nur durch die besondere Stellung erklärt, die Sarah

Bernhardt stets in Frankreich eingenommen hat. Klüger und praktischer als viele ihrer Kolleginnen hat eine berühmte Frau gehandelt, die vor kurzer Zeit erst gestorben ist, die berühmte Sängerin Nellie Melba. Nicht zu Unrecht hatte man dieser Künstlerin nachgesagt, daß sie erstaunlich geschäftstüchtig sei. Diese geschäftlichen Fähigkeiten hatten sie jedoch den größten Teil ihres Vermögens gekostet, denn kurz vor dem Krieg hatte sie beträchtliche Gelder in Mitteleuropa angelegt, die ihr später durch die politische Entwicklung in Europa fast völlig verloren gingen. Über den Rest, der ihr noch verblieben war, hatte die Melba peinlich genau verfügt. Jeder Gegenstand von Wert war registriert und testamentarisch einem ihrer Bekannten vermacht. So erübrigte sich dann das entwürdigende Schauspiel einer Versteigerung, bei der jeder möglichst billig ein Andenken erstehen will.

Wenig schöne Szenen spielten sich auch ab, als der geringe Nachlaß des berühmten Filmschauspielers Rudolf Valentino versteigert werden sollte. Zunächst bot schon die Hinterlassenschaft eine sehr merkwürdige Überraschung. Es stellte sich nämlich heraus, daß Valentino statt der erhofften großen Summen nur Schulden hinterlassen hatte. Wenn nicht eine große Begräbnisgesellschaft aus Klamegründen die prunkvolle Bestattung übernommen hätte, wäre sie überhaupt in Frage gestellt gewesen. Wohin das viele Geld, das Valentino während seines Lebens verdient hat, gekommen ist, weiß niemand, kann niemand erklären. Später wurde eine sogenannte Valentino-Gesellschaft gegründet, die wenigstens so viel Geld aufbringen wollte, um für ihren verstorbenen Liebling ein würdiges Grabmal zu errichten. Wie weit die Verehrung, die man diesem Star zollte, gegangen ist, kann man daraus ersehen, daß eine Pariserin, die soeben wegen eines Mordversuchs verhaftet wurde, in ihrem Zimmer einen direkten Altar errichtet hatte, auf dem zwischen zwei großen Kerzen das Bild des angebeteten Filmschauspielers steht. Täglich betete sie zu ihm, und sie fertigte kleine Zettel an, die sie auf dem Altar niederlegte.

Der Maler.

Historische Skizze von Margarete Voie.

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als in der Großen Kunstausstellung zu Berlin drei Personen vor einem Bild zusammentrafen. Das Bild stellte den Eingang zum Part von Sanssouci dar, im Herbstgold, mit weit geöffnetem Tor. Die Personen waren ein stattlicher Herr in mittleren Jahren mit einem noch kindhaft jungen Mädchen am Arm und ein kleiner Mann, der einen unförmig dicken Kopf auf den edigen Schultern trug und mit seinen spinnenartig dünnen und langen Fingern sonderbar greifende Bewegungen gegen das Bild hin ausführte, wobei er unwirsch vor sich hin murrte.

„Dred ist's, ganz einfach!“ brummte der Kleine verbroffen. „Der Horn da hat keinen Körper bekommen. Lieberlich gezeichnet ist er. Er hätte — halt, jetzt hab ich's: Er hätte ein paar Tannen hinter sich haben müssen.“

„Das möchte ich mir doch sehr verbitten“, sagte der stattliche Herr mit gut gespielter Entrüstung. „Ein dunkler Hintergrund für den Horn müßte zugleich auch einen dunklen Hintergrund für das offene Tor ergeben. Er würde manches von der Zeichnung des linken Flügels wegschneiden. Davon aber möchte ich kein Lüttelchen missen, denn dies Tor eben hat es mir angetan. Wie es nur so hingetupft ist und dabei doch so ganz aus Eisen — aus Schmiedeeisen, nicht plumphen Gussstahl, ich verstehe mich ein wenig darauf.“

Der Kleine hatte sich ihm zugewandt, und sein mißvergnühtes Gesicht hellte sich allmählich immer mehr auf. „Sie haben recht, ganz recht“, sagte er nun hastig und rieb die Flächen der gefalteten Hände gegen einander, so daß seine langen Finger mehr denn je zum Schreden des jungen Mädchens sich gleich Spinnengliedern bewegten. „Sie haben wirklich recht, genau so dachte ich's mir ja auch.“

„Ich verstehe mich ein wenig darauf“, wiederholte der andere seinen unterbrochenen Satz. „Freilich nicht als Maler, sondern als Eisenfachverständiger. Mein Name ist Vorsig.“

„So kaufen Sie mein Bild?“ rief der kleine Mensch aus, und das junge Mädchen lachte hell auf.

„So malten Sie unser Bild?“ ahnte sie ihm lustig nach. „Verraten und gefangen, mein Herr! Nun müssen Sie aber auch einmal zu uns kommen, um den Platz zu begutachten, den mein Onkel für Ihr Bild aushachte. Es ist ein Ehrenplatz, den er ihm zugedacht.“

Dem kleinen Maler schoß das Blut zu Kopfe. Er sah jetzt erst, wie lieblich die war, die hier vor ihm stand. Er stotterte. Er griff nach seinem Hut, der hinter ihm auf der roten Blüschbank lag, aber Vorsig wiederholte die Einladung seiner Nichte aufs lebenswürdigste.

Wie beschwingt trabte der Maler heim. Trabte, ohne die teure Pferdebahn zu benutzen, den ganzen Weg zu Fuß, bis zum fernsten Südosten Berlins, wo er mit Mutter und Schwestern eine bescheidene halbe Etage bewohnte. Sein Leben war bisher nicht leicht gewesen. Seit die Volksschule ihn freigegeben, hatte er mit Stift und Pinsel nicht nur sich selbst, sondern auch Mutter und Schwestern noch erhalten müssen. Das bedeutete ein ehrliches Stück Arbeit! Aber er hatte es geschafft — er, der ungehaltene Zwerger mit dem dicken Kopf und den Spinnenfingern schaffte mehr als manch ein kräftiger und begüterter Mann. Heute war er zu Vorsig eingeladen — Was galt die Bette? Morgen würde er beim König speisen! Er lachte triumphierend auf.

Was er selten tat: Er blieb heute abend am Familientische, holte Feder und Tusch und begann ein zierliches Kärtchen zu zeichnen, während er dabei heiter mit seinen Angehörigen plauderte. Was entstand auf der Karte? Ein Eschen mit leichtem Blütengweig. Ein Eschen mit noch kindlich gerundeten Wangen, mit einem drolligen Lachgrübchen im linken Mundwinkel, mit einer Haut, so glatt und zart und jung noch, daß man meinte, darunter das rote Blut kommen und gehen zu sehen. Und welch ein Blick! War's Mitleid, mit ein wenig Anteilnahme gemischt? Oder ehrliche Anteilnahme, mit leichtem Mitleid nur farbiger noch getönt? Die Feder entschied sich ganz von selbst für die zweite Auffassung.

Das Eschen saß in der oberen rechten Ecke. Wer fing in der unteren linken ihren Blick auf? Ein Zwerger? Ein Kobold? Rein, wie banal. — „Schön gegen schön, so muß es sein“, sagte der Maler laut zu sich selbst. „Was aber gibt es Schöneres auf dieser Erde als einen preussischen Leutnant?“

„Garde du Corps!“ vollendete die Schwester übermütig, und schon zog die Feder die Umrisse eines köstlichen Alerhelms.

„Wie bist du heute so vergnügt!“ bemerkte die Mutter grämlich. „Aber die Milch ist wieder um einen Pfennig teurer geworden. Sei sicher, die Butter wird bald folgen.“

Witten in der Nacht machte der Maler auf. Vorsig hatte das „Tor von Sanssouci“ gekauft — gut und schön! Aber die Milch war wieder teurer geworden, die Butter würde bald folgen, und in der nächsten Woche waren Miete und Steuern fällig, dazu Kleidergeld für die Schwestern und Wirtschaftsgeld für die Mutter. Vorsig hatte ihn zu sich eingeladen — noch besser! Aber was sollte er dafür anzeigen? Er wußte es wirklich nicht. Unruhig warf er sich hin und her. Er würde zum Schneider gehen müssen. Er mußte deshalb sein Modell abbestellen — kostete einen halben Taler Neugeld.

Der Schneider war grob. Für einen Kobold könne er nicht arbeiten, deutete er ihm an; was heute modern sei, fordere eine Gestalt wie — wie — wie ein Leutnant von den Garde du Corps, dachte der Maler bei sich und konnte des Schneiders Grobheit verstehen.

Er zog seinen alten schwarzen Rod an und kam in eine Gesellschaft prächtig gekleideter reicher Leute. Sein Eschen war da — ach, wie bezaubernd in einer Taille vom ersten Schneider Berlins, die breit ihre jungen Schultern frei gab. Der Leutnant von den Garde du Corps stand hinter ihr, aber sie lächelte ihn an, ihn, den häßlichen, namenlosen Maler. Sie sprach zu ihm — zu ihm, dem Kobold im schwarzen Rod!

Nach diesem Abend konnte der Maler nicht heim finden. Er wanderte die ganze Nacht hindurch und fand sich im Morgengrauen am Ufer des Wannsees. Kalt war das graue Licht. Ob die Frühlingsdämmerung vor Sonnenaufgang.

„So war mein Leben, ehe mir diese Sonne aufging“, sagte der Maler und dachte an das liebliche Eschen. „So manches habe ich geschafft und werde noch mehr schaffen. Könnte ich sie nicht auch in mein armes Dasein bannen, in dem es von Wichtigkeit ist, ob die Milch teurer wird und die Butter ihr folgt? Aber ich bin häßlich. Niemand weiß besser als ich, der Maler selbst, wie sehr häßlich ich bin. Und wenn sie mich auch aus der Ferne mit teilnehmenden und vielleicht ein wenig mitleidigen Blicken erquidit — würde ich mich ihr zu nähern versuchen, schreie sie doch vor mir zurück!“ Er warf sich zu Boden und drückte die brennenden Augen ins feuchte Moos.

Schrurr — kitzte der Weder neben seinem Bett. Der Maler fuhr auf und rieb sich die Augen. Die waren feucht, als hätte er sie ins Moos gedrückt — oder —

Er errötete vor sich selbst ob seiner Schwäche. „Wahrhaftig, ich hätte mein teures Modell warten lassen! Wahrhaftig, ich schickte es gar weg, versäumte meine Arbeit, um zum Schneider zu laufen!“ rief er und sprang auf die Füße. Stellte sich auf seine eigenen Füße, um seinen vierzehnstündigen Arbeitstag zu beginnen.

Als der Diener von Vorsig mit der offiziellen Einladung kam, gab der Maler ihm das Kärtchen, das er gestern zeichnete.

„Dringende Aufträge machen mir unmöglich . . .“ stand darauf. Der aber diese Karte zeichnete und diese Worte schrieb, das war der Maler Adolf Menzel im Jahre 1846.

Berufe, die wir verfehlt haben.

Reiseeindrücke von Räte Brandel-Eschner.

Aber die sonnenbelle Piazza stolziert wie ein Abkömmling aus ältestem Piratenblut mein Freund Peppo. Die knallrote Mütze schief überm Ohr, den roten Gürtel auf dem weißen Hemd, braungebrannt und ewig Pfeife rauchend, hat er den ganzen Tag nur das eine zu tun: sich photographieren zu lassen. Dieser Beruf ernährt ihn selbst, seine Familie und ungefähr siebzehn Enkelkinder.

Sobald in seiner Nähe ein Kodak klappt, steht er da mit aufgebaltener Hand und empfängt seinen Obolus. Er findet es ganz in der Ordnung, daß der Fremde ihm Tribut zu sollen hat. Dafür lungert er vom frühen Morgen bis zum Abgang des letzten Dampfers in seiner malerischen Tracht auf der Insel umher. Heute ist er siebzig Jahre alt. Er kann mit Leichtigkeit hundert werden bei seinem glückhaften Metier.

Sein Vetter Paolo, im blauen Schiffdreh, steht unweit des grohen Hotels und begrüßt die umherwandernden Fremden mit zu Herzen gehender Biederkeit und der Offerte: Grotta, Signor?

Er ist Besitzer einiger Barken, die nach der blauen Grotte fahren. Man muß es erfaßt haben, welche Ehre es bedeutet, gerade mit einer Barke des Herrn Paolo die Grotte zu besuchen. Seine Ruderknechte sind das Zuverlässigste, was es auf der Insel gibt, und singen können sie, daß sogar die Fische lauschen.

Wenn Sie es nicht Ihr ganzes Leben lang bereuen wollen, so nehmen Sie heute meine Barke! Das Meer ist so still, wie es nie mehr sein wird! Über Nacht kann ein großer Sturm kommen! Sie können ein Telegramm erhalten und abreißen müssen! Sie können sterben, mein Herr, und haben Sie die Grotte nicht gesehen, was dann, he? Ist es nicht entsetzlich für Ihre Nachkommen, Sie sterben zu sehen, und Sie waren nicht in der Grotte? Wollen Sie dieses Elend auf sich nehmen? Sie wollen es nicht! Sie fahren heute hinüber, jetzt, sogleich! Es kostet Sie nichts, fast nichts, eine Kleinigkeit! Was sind für Sie 20 Lire! Sprechen wir nicht davon! Es ist mir eine Ehre, Sie zu fahren!

Dann pfeift der Padrone einem seiner „Sklaven“, übergibt ihm die gelaperten Fremden mit tausend Anweisungen und auten Wünschen und rührt sich nicht von der Stelle, seine schwere Arbeit ist getan, das übrige besorgen die Knechte. Nur ganz vornehme Herrschaften begleitet er selbst bis zur Barke, oder solche, die ihm unterwegs wieder auskommen könnten.

In halber Höhe zum Castello besitzt Signore Enrico zehn Quadratmeter ererbtes Land. Zwei Olivenbäume, ein Weinstock und eilliche Artischocken wachsen darauf. Man könnte nicht davon leben, denn Enrico hat eine Frau und sieben Kinder. Nun hat es das gütige Geschick so gefügt, daß der Fußpfad zum Castell durch Enricos Besitztum führt. Und somit ist er berechtigt, Zoll zu erheben. Ein rober Steinbogen, unermittelt über dem Pfad gemörtelt, flankiert von mannhohen Raskeen bezeichnet den Eintritt. Dahinter lauert, auf dem Bauche liegend und Grashalme kauend, Enricos sämtliche Nachkommenschaft auf den Fremden, der abnungslos das Besitztum betritt. Aus voller Kehle ertönt alsbald das Gedrüll: 50 Centesime, Signore!

Man wirft die Geldstücke in den Sand, ein wildes Ge- raufe entsteht. Es führt kein anderer Weg hinauf, und Enrico muß leben, das sieht man ein. Sein Haus steht etwas abseits, eine Felsenhöhle, vor der er auf der Steinbank sitzt und achtgibt, daß seinen Spröhlings niemand entkommt. Er hat entschieden den schwersten Beruf auf dieser gottge- segneten Insel.